

30.03.2021

Überraschender Befund Plastikrecycling: Nicht besser als der Verzicht auf ein Entrecote?

Das Parlament will mehr Plastik wiederverwerten. Ausgerechnet Greenpeace zeigt nun, dass das erstaunlich unökologisch ist. Trotzdem stört sich kaum jemand daran.

Die Schlinge um den Hals der erstickenden Robbe. Der Plastiksack im aufgedunsenen Magen der krepierenden Schildkröte. Die Mikroplastik-Partikel in unserem (schon toten) Lachsfilet. Wer im Internet damit beginnt, nach Plastikmüll zu googeln, der fällt in ein tiefes, dunkles Loch. Und verliert den Appetit.

Es müssen aber nicht unbedingt Schockbilder sein – manchmal reicht auch eine Meldung in der Zeitung, um etwas in Bewegung zu bringen. Es war vor etwa einem Jahr, als FDP-Nationalrat Marcel Dobler am Morgen vor seiner Zeitung sass und las, dass eine Schweizer Firma recyceltes Plastik aus dem Ausland einkaufen musste. «Aus dem Ausland?!», schoss es ihm durch den Kopf, «das ist doch absurd.» Das Recycling müsse doch in der Schweiz auch möglich sein. «Eigentlich ein No-Brainer», sagt der einstige Digitec-Mitgründer und heutige Besitzer von Franz Carl Weber.

Dobler hat sich danach schlaugemacht, Kennzahlen gesammelt. Jährlich werden hier rund 1 Million Tonnen Kunststoff verwendet. Über die Hälfte davon landet in langlebigen Produkten auf dem Bau oder in Autos. Etwa 300'000 Tonnen werden in Form von Verpackungen im Haushalt verwendet. Pro Jahr produzieren die Bewohnerinnen und Bewohner der Schweiz so 100 Kilo Plastikmüll pro Kopf – dreimal mehr als der europäische Durchschnitt.

Zugleich sammeln und trennen Schweizerinnen und Schweizer jährlich rund 68'000 Tonnen Kunststoffabfälle aus den Haushalten. 50'000 Tonnen davon sind PET-Flaschen, die restlichen 18'000 Tonnen bestehen aus Mischformen von Plastik. Diesen zu trennen, ist anspruchsvoll – selbst in der Schweiz, dem Land der Sammler und Trenner. Häufig ist das Plastik verschmutzt oder besteht aus Mischformen, beides erschwert das Recycling. Darum kann bereits heute nicht jeder getrennte Kunststoff adäquat verwertet werden. Die Alternative zum Recycling: das Verbrennen. Aus Plastik wird Strom und Wärme.

«Das ist ein Case»

Nationalrat Dobler nahm Kontakt auf mit Leuten aus Recycling-Industrie, Verbänden und Verwaltung und merkte: «Das ist ein Case», ein klarer Fall. Die Spezialisten erzählten von der Recycling-Lücke, von der unübersichtlichen Lage in der Branche, vom fehlenden politischen Support. Da kann man was machen. Ein No-Brainer.

Dobler trennt Abfall bei sich zu Hause. «Was man so macht.» Glas und Metall, natürlich Batterien und derlei, nicht aber Plastik. «Es bringt noch nicht viel. Plastik wird hier meist einfach verbrannt, thermisch recycelt», sagt er. Tatsächlich gibt es in der Schweiz noch keine Anlage, die den Kunststoff trennt und sortiert. Der gesammelte Kunststoff muss über die Grenze gebracht werden, zum Beispiel nach Deutschland, wo es entsprechende Anlagen gibt.

Dobler schrieb darum eine Motion und forderte vom Bundesrat, dass mehr Plastik recycelt wird, dass er Voraussetzungen dafür schafft. Schweizweit. Flächendeckend. Der Vorstoss ging durch den Stände- und Nationalrat. Kein Votum dagegen, keine Stimme dagegen, ein einziger Konsens ([lesen Sie hier mehr dazu](#)). «Wie durch Butter», sagt Dobler, «so funktioniert doch gute Politik.» Dobler meint: Da ist ein Problem. Die Politik wird darauf aufmerksam, arbeitet einen Vorschlag aus und verabschiedet diesen durch alle Instanzen. Problem gelöst. Ganz einfach. Oder?

Florian Kasser ist in dieser Frage anderer Meinung. Der 41-Jährige arbeitet für die Organisation Greenpeace. «Das Thema Plastikrecycling wurde in letzter Zeit völlig aufgeblasen. Nun geht die Sache in eine falsche Richtung», sagt Kasser. Der Kampagnenleiter zitiert eine [Studie der Rapperswiler Hochschule für Technik von 2018](#), erstellt im Auftrag des Bundesamts für Umwelt (Bafu), an der auch die Recycling-Dachorganisation Swissrecycling beteiligt war. Dort drin steht: Wenn eine Person ein Jahr lang Plastik sammelt und trennt, dann ist dieser Nutzen vergleichbar mit dem Verzicht auf ein 120 Gramm schweres Entrecote. 30 Jahre Kunststoff recyceln hat den Nutzen eines verzichteten Fluges nach Mallorca oder Sardinien.

Plastik sammeln sei zwar nicht wertlos, doch auch sehr ineffizient. Die Studienautoren folgern: «Aus ökologischer Sicht ist sie durchaus sinnvoll, jedoch soll sie nicht als Gewissensberuhigung verwendet werden.» Sie könne gar kontraproduktiv sein, weil es wesentlich relevantere Reduktionspotenziale gebe.

Darauf will Kasser hinaus. «Mit dem gleichen Geld könnte man anderswo viel mehr erreichen.» Der Greenpeace-Mann befürchtet mit dem flächendeckenden Sammelsystem zudem einen sogenannten Locked-in-Effekt. Steht einmal die Infrastruktur, muss diese auch ausgelastet werden, man ist gefangen darin. Kasser betrachtet Recycling als eine Art Ablasshandel. Wer trennt, tut vermeintlich Gutes. «Letztendlich fördert dies die Plastikproduktion und zementiert umweltschädliches Konsumverhalten. Das Problembewusstsein jedoch sinkt.»

Kasser trennt selbst Glas, Metall und PET, nicht aber Plastik. Er findet, dass ein Umdenken stattfinden müsse – nicht bei den Konsumenten, sondern bei den Detailhändlern und Produzenten. «Hier muss man ansetzen, ich denke da an eine Reduktion der Verpackungen und den Ausbau von innovativen Mehrwegsystemen.» In seiner Idealvorstellung kann man künftig zum Beispiel im Laden Waschmittel in wiederverwendbaren Flaschen kaufen. «Ich bin mir aber bewusst, dass das Zeit braucht.»

Aus altem Plastik wird ein Kabelschutzrohr

Nationalrat Dobler weiss von der Studie, auf die sich Greenpeace bezieht. Er bezeichnet sie als veraltet und widersprüchlich, heute sei man beim Recycling bereits viel effizienter. Er verweist auf die Experten der Plastikrecycling-Branche, die sich damit genauer auseinandergesetzt haben.

Zum Beispiel Markus Tonner, der Chef der InnoRecycling AG im thurgauischen Eschlikon. In seiner Firma werden pro Jahr um die 37'000 Tonnen Plastik gesammelt. 20'000 Tonnen davon werden bei der InnoPlastics AG weiterverarbeitet. Aus dem alten Plastik wird Regranulat und daraus meist Kabelschutzrohre. «Wenn Sie heute irgendwo an einer Baustelle vorbeigefahren sind und dabei ein schwarzes Rohr gesehen haben, dann ist das ziemlich sicher aus unserem Regranulat gemacht.»

Die Kritik von Greenpeace kennt Tonner. Er hält mit einer Studie der Eidgenössischen Materialprüfungs- und Forschungsanstalt (Empa) dagegen. Zwar sei die Reduktion der CO₂-Emissionen durch eine gemischte Kunststoffsammlung im Vergleich zur Gesamtumweltbelastung relativ gering, hält diese Studie aus dem Jahr 2017 fest. «Wird diese Reduktion aber in Bezug auf die von der Abfallwirtschaft verursachten CO₂-Emissionen betrachtet, so wird die Einsparung bedeutend.» Mit jedem Kilo Plastik, das man nicht verbrenne, spare man 4,5 Kilo CO₂ ein, sagt Tonner. «Warum soll man darauf verzichten?»

Der Recycling-Unternehmer hatte Freude am Vorstoss von Marcel Dobler und an der problemlosen Zustimmung im Parlament. Damit komme eine neue Dynamik ins Kunststoff sammeln. «Alles, was das Bewusstsein für den Umgang mit Plastikverpackungen erhöht, begrüßen wir natürlich.» Dass Tonner dabei auch geschäftliche Interessen verfolgt, verschweigt er nicht. Seit zwei Jahren ist er an der Planung für genau jene Sortieranlage, die es bis jetzt in der Schweiz noch nicht gibt. Ein Millionenprojekt, und dafür braucht er natürlich eine gewisse Grundmenge von Plastikabfall, er braucht Versorgungssicherheit.

Ein überschaubarer Effekt

Umweltwissenschaftler Fredy Dinkel ist Experte für Ökobilanzen und verfasste die Studie, die Nationalrat Dobler und die Plastikrecycling-Branche so kritisch sehen. Man habe mit Unsicherheiten und verschiedenen Szenarien gerechnet. Selbst wenn die Effizienz um den Faktor zwei wächst, wäre der Effekt überschaubar. Es reiche dann nach einem Jahr sammeln und trennen für ein 200 statt 120 Gramm schweres Entrecote, und nach 30 Jahren für einen Flug nach Athen statt nach Sardinien oder Mallorca.

Wenn man also wirklich ökologisch nachhaltige Spuren hinterlassen wolle, solle man erstens weniger Fleisch essen, zweitens weniger heizen und drittens weniger fliegen und Auto fahren. «Diese drei Aspekte machen rund zwei Drittel des ökologischen Fussabdrucks eines durchschnittlichen Schweizers oder einer durchschnittlichen Schweizerin aus», sagt Dinkel. Der ökologische Fussabdruck der Plastikverpackungen hingegen läge im Promillebereich.